

(Nachdruck verboten.)

## 23] Die Guten von Gutenberg.

Von Hermann Kurz.

Das waren die ersten Handgranaten, die der Erhard schleuderte, aber die Madlen legte eine Zündröhre nach der anderen und räucherte sämtliche Kasematten aus.

„Weißt Du denn, wer diese Madlen ist?“ fragte der Erhard.

Seine Rede war zögernd, und er schaute sich verlegen um, denn er dachte an seine Sünde. Deshalb gab seine Tochter die letzte Salbe.

„Ja, das weiß ich, Dein Kind ist sie“, sagte die Madlen trozig. Es saßen ein Stück von ihrem Großvater, dem Vächensritz, in ihr erwacht zu sein.

Jämmerlich meinte da der Erhard und streckte die Waffen langsam und elend:

„Und da kann doch das Mädchen nicht kommen.“

„Gerade darum“, antwortete die Madlen.

Der Erhard stand auf und ging weg von Haus. Er ging da und dort hin und betrieb auf seine Weise für sich Agitation für seine Kandidatur zur Bürgermeisterwahl.

Die Madlen aber blies Viktoria, stellte eine Magd an das Buffett und zog zur anderen Madlen, voller Jubel und Freude. Im geheimen wußte sie, daß sie dort auch den Findling fand.

Als der Simon von der Geschichte hörte, wollte er nichts von dem Anzug der Enkelin wissen. Er nahm seine Aelteste, die Liesi, die Mutter der Madlen, zur Seite und fragte: „Was sagst denn Du dazu?“

Die Liesi war in den Jahren ein müdes, abgeschafftes Weib geworden. Und dennoch war in ihr in all der Zeit ein Fünkeln Hoffnung auf irgend etwas geblieben. Zuerst hatte sie sich mit Händen und Füßen ihrem Kinde gegenüber gestraubt. Sie wollte nicht, daß ihr Kind in den Schlüssel zöge. Doch hatte die Scham sie zurückgehalten, der Madlen alles zu sagen. So wußte diese nicht, daß im Schlüssel ihr Vater wohnte. Doch gab die Liesi nach, als sie hörte, wie der Findling mit der anderen Tochter, der legitimen des Erhard, stand. Es erwachte das Fünkeln Hoffnung in ihr zu neuem Feuer. Und sie glaubte so ihrem Kinde ein Glück zu bringen. Sie wollte ihre Gefühle und Bitternis stille tragen, um so ihrem Kinde freien Weg zu machen in die Zukunft hinein. Sie selbst wollte beten vor ihrem Gekreuzigten: „Die Rache ist Dein, o Herr.“

Der Simon aber sagte: „Mein ist die Rache, und ich erlitt das Weh. Was die Pfaffen sagen, ist Lüge, und wir Armen haben keinen Gott, denn wir haben weder Macht noch Gut.“

Aber seine Tochter hat ihn.

Laß das, Vater, wir wissen nicht, wozu dies gut ist. Wir sind die Alten. Soll dem Augenblicke zuliebe, der mit der Rache kommt, das Kind leiden? Wir haben es ja alles schon gelitten, darum sollen die Kinder die Freude haben.“

Der Simon haßte zu tief. Er wollte nicht ja sagen. Die Liesi aber war da die Mutter, und sie wollte dem Kinde, das sie getragen, den Weg ebnen. Sie wollte nur dies und alles andere vergessen. Darum sagte sie leise und schaute zu Boden, die Worte taten ihr weh, denn sie wußte, daß sie damit in den Kelch des Vaters die letzten Tropfen Bitternis goß, wie auch in den ihrigen:

„Du darfst ihr das nicht verbieten, Du darfst ihr auch nicht sagen, warum.“

Der alte Simon schaute hart auf seine Tochter; tiefe Furchen hatten sich auf seiner Stirn eingegraben, tiefe Spuren seines Leids. Er fragte:

„Warum darf ich das nicht?“

Leise und weinend antwortete die Liesi:

„Weil nur ich dies darf, ich bin ihre Mutter.“

Der Simon starrte auf seine Tochter. Lange schaute er hin, Born, Erbitterung, Hohn und Weh zogen über sein Antlitz, und tiefes Leid verblieb und setzte sich in harten Zügen in seinem Gesichte fest. Es schien, die Zeichen, die der alte Mann in seinem Antlitz trug, raunten sich eine seltsame Geschichte zu von vielen Nöten um nichts. Es schien, als spräche ganz im

stillen wie eine unverständliche, anklagende Frage das Weh: „Und darum habe ich dieses alles ertragen?“

Und dennoch war es ein alltägliches Leben: Sorge, Sorge, Kindergrößenziehen, Altwerden. Flüchtige Junge verlassen das Nest, und einsam verbleibt das Alter, um froh in das Haus einzuziehen, das der Tod baut, zur ewigen, ungetrübten Ruhe.

Seit jenem Tage war im Waldhüterhaus eins weniger. Die Madlen war in den Schlüssel gezogen.

Aber es schien, die Madlen hätte vieles mit sich genommen aus dem Waldhüterhaus. Dort war es stille geworden, und stiller und finsterner war auch der Simon. Die Liesi aber war noch müder denn früher.

Und dennoch war scheinbar alles ein und dasselbe. Nur dann fühlte die Liesi, welches Weh sie dem alten Manne ange-tan hatte, wenn dieser den Findling anschaute. In seinem Blick lag dann Hoffnung und Furcht und alle Liebe. Die Liesi wußte da, daß alle Hoffnung des Simon auf den Findling gestellt war. Darum betete sie: „Herrgott, laß den Buben werden, wie der Vater will, erfüll ihm dieses einzige, Herrgott!“

Als die Madlen aus dem Waldhüterhaus in den Schlüssel einzog, kamen ihr die Mägde und Knechte im dortigen Dienste mit viel Freundlichkeit im Gesichte entgegen. Im Herzen aber hatte es bei manchem doch anders drein geschaut. Und diese Gefühle stahlen sich öfters, wie ein Wetterleuchten aus dem Abendhimmel, den Leuten auf Augenblicke zum Gesicht heraus. All dies fühlte die Madlen. Aber was das bedeutete und warum, wußte sie nicht. Wohl sah sie ein hämisches Leuchten aus manchem Blicke, wenn sich der Schlüsselwirt rasch vorbei drückte. Solche Blicke, die sich das Gesinde verständnisinnig zuwar, gelangten öfters ohne Willen der Abseher auch an ihre Adresse. Doch Grillen machte sie sich keine, diese Tierlein überließ sie anderen zum Fangen. Sie tat anderes, besseres. Die Hauptfache war ihr, daß die Leute im großen und ganzen sie in Ruhe ließen und sich gut mit ihr stellten.

Und dieses taten die Leute aus dem Schlüssel.

Dafür hatte die andere Madlen gesorgt. Ehe sie das Waldhütermädchen ins Haus holte, erklärte sie ohne alle Umstände, daß die Madlen ihre Freundin sei und ganz gleich behandelt werden müsse wie sie selbst. „Wie eine Tochter.“

Als die Madlen dies sagte, bekam der Schlüsselwirt nicht übel das Husten und untersuchte dann die Ecke am Schenkisch auf irgend etwas.

Das Gesinde schaute sich an, aber niemand sagte ein Wort. Doch wunderten sie sich alle schier zu Tode, was das alles zu bedeuten habe, und wohinans das wolle.

Drin aber sagte die Madlen zu ihrem Vater, als er wieder vom Schenkisch wegstret und das Gesinde draußen war:

„Und kommandiert wird der Madlen auch nicht, von niemand, denn sie hat auch keinen Lohn, dies wollte ihre Mutter so.“

Der Schlüsselwirt fluchte ein „siedigheißes“, wie er in solchen Fällen gerne tat, in sich hinein und ließ den Dingen, die er ja doch nicht ändern konnte, ihren Lauf. Er kam gegen seine Tochter nicht auf. Zwar wollte er dies schon, doch hatte er ihr von frühen Kindesbeinen an zu viel durch die Finger geschaut. Er hatte seine Tochter recht lieb, und weil die Mutter fehlte, wollte er ihr nicht wehe tun. Und ohne daß er dies wußte, ließ er sich von der Liebe, die er zu seiner Tochter hatte, kuranzeln und glaubte, so sei einmal der Welt Lauf. Darum versuchte er niemals, mit aller Kraft seinen Willen durchzudrücken.

So fand er es, wie immer, auch jetzt besser, um weiteren Bombardierungen auszuweichen, sich in die Büsche zu schlagen und etwas für seine Kandidatur zu tun. Zwar ließ ihm da nichts davon. Die Wahl war erst nach Jahr und Tag. Aber von jeher war es in Gutenberg Sitte, den ungelegten Eiern ein recht weiches Nest zu machen und nach dem Huhn jeden Tag zu greifen, um des Eies auch ja sicher zu sein. Und dennoch verlegte auch in Gutenberg, wie anderorts, so manches Huhn seine goldenen Eier.

Die Madlen aber ging zu den Waldhüterleuten und holte sich ihre Freundin. Sie fand nur die Liesi und deren Tochter. Verwundert schaute sie sich um. Sie hätte auch noch gerne jemand anders gesehen.

## Die Korallen.\*

Von Carl Ewald.

Die andere Madlen merkte nur zu gut, wo der Gase im Oeffner lag. Doch fragte sie ganz unschuldig:

„Suchst Du den Großvater?“

Die Schlüsselwirtsmaid suchte nun wirklich etwas, wurde verlegen und rot und sagte: „Ja“.

Da gab ihr die Freundin einen kleinen Stubs und sagte kichernd und lustig:

„Der Großvater ist mit dem Findling in den Wald gegangen. Er hatte dort Wichtiges zu tun und wollte, daß der Bub mitging.“

Da war die Madlen erlöst, wenn auch nicht gerade zufrieden. Denn es ging ihr wie den andern Leuten, die am gleichen Ende krank sind, sie ahnte überall hinter dem Selbstverständlichsten ein Ungefall, wenns nicht nach ihrem Willen ging. Und der Willen von verliebten Leuten ist denn doch manches Mal sehr kraus, doch ist diesmal die Sache zu begreifen, denn jedes Menschenkind sieht sein Liebstes am liebsten. Als die Mädchen Abschied nahmen, sagte die Liesi einfach:

„Bleib brav, Kind!“

„Ja, Mutter!“

Dann gaben sie sich die Hand, und zum erstenmal in ihrem Leben ging das Mädchen weg, um unter fremdem Dache zu schlafen. Doch nahm sie von zu Hause viel mit sich. Denn sie ging sich umzusehen im Gemüte der Braut ihres Bruders. So fiel ihr der Weg nicht schwer.

Die Schlüsselwirts-Madlen war ein wenig verschmupft und anzufrieden, wie sie dem Ort zuschritten. Da sagte die andere, um gut Wetter zu machen:

„Du, ich soll Dich grüßen, und heut' abend kommt er zu Dir, und nur darum sei er mit dem Großvater gegangen, weil der mit ihm über Euch beide reden will. Bist Du jetzt zufrieden?“

Da war denn freilich die Madlen zufrieden. Aber sie feufzte noch einmal, sie hätte „ihn“ halt gar zu gern getroffen, die verwöhnte Madlen. Doch bald darauf kamen die volle Freude und das volle Glück zum Durchbruch, und die beiden verabredeten sich, wie sie heut' abend, wenn „er“ käme, „ihn“ wollten zappeln lassen. Eine volle Stunde sollte er dafitzen und warten. Aber am Abend, als der Findling drinnen in der Schlüsselstube saß, verging die Zeit so langsam, sie wollte schier nicht weite. Und als die erste Viertelstunde zu Ende war, glaubte die verliebte Madlen schwören zu können, der Findling hätte zum mindesten zwei Stunden gewartet. Darum löste sich alles in Freude und Glückseligkeit auf. Immerhin aber ein wenig leise, denn die Leute sollten nichts wissen. Doch taten ihnen die Leute den Gefallen nicht und waren froh, wieder einmal etwas zum Herummunkeln zu haben. Als der Schlüsselwirt von dieser Munkerei hörte, behauptete er, dies sei eine Flunkerei und die natürlichste Sache von der Welt. War doch die Schwester im Schlüssel und die Freundin der Tochter, was wunders, daß die jungen Leute zusammen scherzten. Dann auch dachte der schlaue Politiker, er hätte zum guten Ende auch noch ein Wort dreinzureden. Und vorerst ließ er die Sache bewenden, gab der Findling doch auch bis zur Wahl eine famose Stimme ab, und deren hat ein Mann, der Bürgermeister werden will, nie zuviel. Dann kam auch in Betracht, daß der Herr Amtmann mit dem Findling, so oft er den im Schlüssel antraf, wie mit seinesgleichen schmüßte und Bemerkungen machte, daß er wahrscheinlich nicht arm sterben würde.

Als die junge Madlen aus dem Waldhüterhaus weg war, schaute ihr die Liesi, so weit sie konnte, nach. Und als die Mädchen im Orte verschwanden, starrte die Liesi noch lange vor sich hin. Allerlei Bilder zogen an ihr vorüber. Von einst bis heute. Und als sie aus ihrem Sinnen aufwachte und sich so allein fand im Waldhüterhaus, da kam das Weinen an sie. Noch nie, so alt sie war, hatte sie ihr Leben so werflos gefunden wie jetzt, und der Wunsch, nie gewesen zu sein, stieg in ihrem Herzen auf. Aber sie gedachte des gekreuzigten Gottesohnes und betete: „Herr, Dein Wille geschehe!“ Und da wurde ihr Herz wieder stille und müde wie immer, und sie war froh, einen solch tröstenden Gott zu haben.

Draußen im Wald ging der Simon wie immer stille neben dem Findling her.

Er war nur darum weg von zu Hause, um der Enkelin, die das Haus verließ, nicht die Hand zu geben. Sie sollte gehen, wie sie gekommen, ohne seinen Willen und ohne seinen Gruß.

(Fortsetzung folgt.)

Es war einmal vor vielen, vielen Jahren draußen im Meer, — im richtigen Meer, das so tief ist, daß man sich gar keine rechte Vorstellung davon machen kann, und so groß, daß der Schiffer tagelang fahren kann, ohne Land zu erblicken; und zwar war es das tropische Meer, wo das Wasser fast ebenso heiß ist, wie bei uns zu Hause in einem warmen Bade.

Aber nur an der Oberfläche scheint die Sonne und erwärmt das Wasser. Tief unten ist es eisig kalt und dunkler als die schwärzeste Nacht. Und das Meer ist auch nicht überall gleich tief, denn auf dem Grunde sind hohe Berge und tiefe Täler, genau so wie auf dem Lande.

Nun war da draußen im Meer eine Stelle, wo ein hoher Berg vom Grunde bis dicht an die Oberfläche reichte. Wenn man hinaufschaute, sah man auf allen Seiten nur Wasser, nichts als Wasser.

Nach unten hin aber war desto mehr zu sehen.

Auf dem Berge wuchsen nämlich ungeheure Tangwälder, die sich meilenweit die Hänge hinan und hinab erstreckten. Wenn die Bogen rollten, dann säckelten die Blätter im Wasser, wie die Blätter der Bäume oben am Lande im Winde wehen. Doch die Stämme der Tangbäume waren bei weitem nicht so dick und steif wie die der Buchen und Eichen, und daher wehten sie mit hin und her, wohin die Wellen sie trieben.

Die Tangbäume waren viel höher als die Bäume am Lande, wuchsen aber nie über die Oberfläche des Meeres hinauf. Denn wenn ihre Blätter an die Luft kamen, trockneten sie ein und verwelkten. Wenn aber das Wasser still war, breiteten sie sich aus und leuchteten in prächtigen Farben, roten und gelben, grünen und braunen, wie sie auch das Laub unserer Wälder im Herbst aufweist. Und zwischen den Kronen der Tangbäume schwammen eine Menge Fische von einem Baum zum andern — gerade so, wie die Vögel im Walde umherfliegen.

Aber das waren keine so langweiligen grauen Würschchen, wie Dorsch, Hecht und Aal. Viele von ihnen glänzten wie Gold und Silber; der eine war himmelblau, der andere scharlachrot. Und dann war da der Igelstich, der sich zu einer Kugel aufblies, die Stacheln nach allen Seiten lehren und den andern Tieren einen ungeheuern Schrecken einjagen konnte.

Denn es waren noch viele, viele andere Tiere in dem Tangwalde.

Da waren Muscheln mit ganz unglaublich drolligen Schalen und Schnecken mit großen, bunten Häusern. Da waren Lintenfische, die mit riesiger Geschwindigkeit rückwärts durch das Wasser herangeschossen kamen; Krebse, die gleichfalls rückwärtschwammen und mit ihren großen Scheren schnitten, und schiefe, flache Krabben, die seitlich krochen und trotzdem vorwärtskamen.

Zuweilen kam eine ganze Herde von einigen hundert großen, unbeholfenen Schildkröten, die in dem Tangwalde weideten, wie die Kühe auf der Wiese.

Es kam auch vor, daß ein gewaltiger Walfisch herangeschwommen kam. Dann wurde es dunkel, als ob eine Wolke vor die Sonne träte, wo der Wal den Tangwald durchbrach. Und wenn er mit seinem starken Schwanz um sich schlug, erzitterten die Tangbäume, als ob ein Erdbeben tobte.

Einmal passierte es auch, daß ein Schiff über den Tangwald segelte. Ein Matrose fiel über Bord, und er wurde sofort von einem großen Hai verschlungen, der dann mit dem besten Gewissen von der Welt weiterschwamm.

Ja, es herrschte ein lustiges, buntes Leben und Treiben in dem Tangwalde. Aber still war es, ganz still; denn kein einziges der Tiere schrie oder sang.

Mitten im Walde war ein kleiner, gemütlicher, offener Platz zwischen den Kronen der Bäume, nicht sehr weit von der Oberfläche entfernt. Das Wasser dort war warm und klar, und der Platz lag so, daß selten jemand dorthin kam.

Auf diesem Platze spielten täglich vier Kinder miteinander und unterhielten sich, so gut sie es verstanden.

Alle vier waren so klein, daß man sie nicht mit bloßem Auge sehen konnte. Und selbst wenn einer mit einem Vergrößerungsglas gekommen wäre und sie beobachtet hätte, so würde er trotzdem Mühe gehabt haben, sie voneinander zu unterscheiden, falls er nicht eine ganze Menge Naturgeschichte wußte.

Denn es waren vier runde, durchsichtige Wesen mit feinen Härchen, aber ohne Kopf, Beine, Augen und alles das, was zu

\*) Aus dem 2. Bande der naturwissenschaftlichen Märchen von Carl Ewald, der soeben unter dem Titel: „Der Zweiflüßler und andere Geschichten“ in der Franck'schen Verlagshandlung in Stuttgart erschienen ist. (Preis geb. 4.80 M.) Ewalds Märchen bedürfen keiner Empfehlung, sie sind in ihrer Art unübertrefflich und haben längst ihren Leserkreis. Diese neue gesammelte Ausgabe, von der bereits vor einem Jahre der erste Band herauskam, empfiehlt sich wegen der guten Uebersetzung von S. Rih und der vortrefflichen Ausstattung. Die Illustrationen von Billy Bland (Wollbilder und kleine entzückende Randzeichnungen) sind wirklich einmal dem Texte gleichwertig.

einem ordentlichen Tier gehört, und was auch der Mensch nicht gut entbehren kann.

Trotzdem gehörten sie durchaus nicht zu einer und derselben Familie. Das eine der Wesen war das Kind einer Sternkoralle, das zweite war das Kind einer Qualle und das dritte war ein Seestern. Das vierte aber war ein echter kleiner Austerstroph.

Eines Tages sprachen die Vier davon, was sie werden wollten, wenn sie groß sein würden.

„Ich will ein Räuber werden!“ schrie das Seesternkind. „Ich will mich im Tangwald verstecken und auf Muscheln und kleine Fische und alles, was ich kriegen kann, losstürzen und sie bis auf den letzten Blutstropfen ausaugen.“

Die kleine Qualle rief: „Ich will umherschweben und hübsch aussehen. Und wenn mir jemand zu nahe kommt, dann wird er sich schon an mir verbrennen.“

„Ich bin zu etwas Höherem bestimmt!“ sagte das Austerstroph und spielte sich dabei so auf, wie es nur möglich ist, wenn man weder ein Gesicht noch Augen hat.

„Sooo?“ fragte der Seestern. „Woher weißt Du denn das?“

„Das ist einem angeboren,“ erwiderte die Qualle. „Ich will Euch etwas sagen: ich bin so eine Art Haustier bei den Menschen. Ihr glaubt nicht, wie sie mich schätzen. Sie liegen alle auf dem Bauche vor mir. Einige von ihnen wissen sogar nichts Besseres zu tun, als mich zu züchten und zu hegen und zu verkaufen; andere wieder tun nichts lieber als mich verpeisen. Die Menschen bauen wunderschöne große Wasserhöfe für mich mit Stöcken, an denen ich mich festsetzen kann.“

„Dann finde ich eigentlich, daß Du den Menschen dienst?“ meinte darauf die kleine Qualle. „Aber jeder nach seinem Geschmack! Ich möchte nicht auf so einem Stode festsitzen.“

Das Austerstroph erwiderte: „Mir geht nichts über ein ruhiges Leben und Stillstehen, bis ich gegessen werde.“

Nur das Korallenkind schwieg die ganze Zeit über; es säckelte mit feinen Härchen im Wasser und hörte den andern zu. Und denen fiel seine Schweigsamkeit auch nicht weiter auf, denn die Sternkoralle war als sehr stilles Wesen bekannt; darum nahm auch niemand an, daß jemals etwas Rechtes aus ihr werden könne. Schließlich sagte jedoch der Seestern:

„Na, kleine Koralle, was sagst Du denn eigentlich? Was wird aus Dir einmal werden? Hast Du schon je darüber nachgedacht?“

„Ich denke nie an etwas anderes,“ erwiderte das Korallenkind.

„Du Grundgütiger!“ rief der Seestern. „Ist es erlaubt, Deine Gedanken zu erfahren?“

„Ihr würdet sie doch nicht verstehen, wenn ich sie Euch auch mitteile,“ war die Antwort der Koralle.

„Versuch es doch einmal!“ sagte der Seestern.

Und die kleine Qualle und die Qualle sagten dasselbe.

„Wenn ich groß sein werde, will ich eine Insel bauen,“ erzählte nun das Korallenkind.

„Was willst Du bauen?“ fragten alle drei durcheinander.

„Eine Insel!“ wiederholte die Koralle.

„Billiger tuft Du es wohl nicht?“ sagte lachend der Seestern, so daß sein ganzer kleiner Körper bebte. „Wie willst Du das denn anfangen?“

„Das weiß ich noch nicht!“ sagte die Koralle. „Aber eine Insel will ich unbedingt bauen. . . eine richtige Insel, die über das Wasser aufragt, und die feststeht, wenn die Wellen gegen sie anstürmen.“

„Wie kannst Du nur so etwas tun wollen!“ rief die Auster.

Und die kleine Qualle fiel ein: „Es schaudert mich, wenn ich nur davon höre.“

So redeten die Drei die kleine Koralle, doch diese machte sich nichts daraus, sie ließ ihre Härchen im Wasser säckeln und fuhr ganz ruhig fort:

„Eine richtige Insel soll es werden. Eine Insel mit Palmen und Vögeln. Rings im Wasser sollen Seesterne und Quallen schwimmen, und die Wellen sollen sie an die Küste spülen, und da sollen sie in der Sonne liegen und verfaulen. Und auf der Insel werden Menschen wohnen, die Auster essen.“

Dann schwieg das Korallenkind; und weil die andern es müde waren, es zu reden, wurden sie wieder gute Freunde, schwammen auf dem kleinen Fleck im Tangwalde umher, fraßen Tiere, die noch kleiner waren als sie selbst, und freuten sich ihrer Jugend und des Lebens.

Nach einiger Zeit waren die vier Kinder im Tangwalde erwachsen.

Die Auster hatte eine Schale bekommen. Sie sah auf einem Felsen auf dem Meeresgrunde, gähnte und ließ das Salzwasser in ihr Inneres hereinströmen. Der Seestern hatte jetzt fünf spitze Arme, die nach allen Seiten ins Wasser ragten, so daß er ausfah wie der Stern an der Spitze des Weihnachtsbaumes. Zweimal hatte ein Fisch einen der Arme abgebissen. Aber der Seestern machte sich nichts daraus. Der Arm wuchs immer wieder von neuem, und dann war das Tier wieder so gut wie vorher; es kroch auf den Tangbäumen umher und wurde ein gewaltiger Räuber, wie es in seiner Jugend geträumt hatte.

Der kleinen Qualle war es nicht so gut gegangen. Eines Tages, als sie irgendwo im Tangwalde in einer Kindergesellschaft war, wurde sie von einem Wal gefressen, der mit geöffnetem Rachen herbeigekommen kam. Es waren hunderttausend Quallenkinder in der Gesellschaft, und alle verschwanden in dem Schlunde des Walvisches.

Und das Korallenkind? Als das merkte, daß es erwachsen war, schwamm es fort aus der traulichen Gegend, wo es seine Kindheit verbracht hatte, und ließ sich von den Wogen vor den Tangwald tragen.

Lange trieb die kleine Koralle umher und suchte nach einer Stelle, wo sie gerne wohnen mochte. Schließlich fand sie auch einen solchen Ort — ganz auf der andern Seite des Berges. Da wuchs kein Tang. Das Wasser war klar und rein, salzig und wunderschön warm. Dort ließ sie sich nieder.

Sie belam Arme wie der Seestern, aber viel mehr als dieser, und sie sahen alle im Kranz um ihren Mund herum. Denn jetzt hatte sie einen Mund und auch einen Magen. Allmählich merkte sie, daß sie unten und innen ganz hart und fest wurde; und ehe sie sich dessen verah, hatte sie ein ordentliches Stück Kalk in sich.

„Nun kommt es!“ dachte sie vergnügt. „Das ist der Anfang zur Insel!“

Eines Tages trieb sie eine Knospe auf der einen Seite hervor — genau so wie die Bäume auf dem Lande. Und die Knospe wurde zur niedrigsten Sternkoralle mit Armen, Mund und Magen und einem Kalkstück im Innern. Aber sie hing fest mit der alten Koralle zusammen und sah darauf, wie der Zweig auf dem Baume sitzt.

Die alte Koralle war außerordentlich vergnügt.

(Schluß folgt.)

## Hochfahrten im Luftballon.

Seit alter Zeit hat sich der Mensch mit besonderer Vorliebe der Erforschung der Erde zugewendet. Er hat keine Anstrengungen und Gefahren gescheut, um den dichten Schleier zu lüften, der über der ihn umgebenden Natur liegt, und Schillers warnende Worte: *Der Mensch versuche die Götter nicht und begehre nie und nimmer zu schauen, was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen*, sind niemals beachtet worden, wenn es galt, der Wahrheit nachzuspüren. Unter den größten Mäßen hat man die äußere Gestaltung, das Antlitz der Erde erkannt, bald werden auch die Rätsel der Pole gelöst sein und es wird kein Fleckchen mehr geben, das nicht schon von Menschen betreten worden ist. Dagegen vermag die Wissenschaft vom Aufbau unseres Planeten, die allerdings noch jung ist, auf viele Fragen noch keine Antwort zu geben; so viel haben jedoch überaus schwierige Untersuchungen des Bodens in Gebirgen und Tälern dargetan, daß sich die Erdrinde aus einer großen Zahl von einzelnen Schichten zusammensetzt, die in einer bestimmten Anordnung aufeinander folgen, nur bezüglich des Erdinnern wogt der Streit der Gelehrten hin und her: Umschließt eine dünne, gleichsam geronnene Kruste einen feurigflüssigen oder gar gasförmigen Kern, oder ist der Stern, den wir bewohnen, auch in der größten Tiefe solide, stahlhart? Man hat auf direktem Wege sich Aufschluß verschaffen wollen und die Erde — angebohrt. Aber man kam nicht weit damit. Das tiefste Bohrloch reicht nur etwas über 2 Kilometer unter die Erde, und was bedeutet diese kleine Strecke gegenüber dem 8400 Kilometer langen Erdhalbmesser! Bei der Ausmessung der Meere ist man zwar dem Mittelpunkt der Erde ein wenig näher gerückt: man hat im Stillen Ozean Tiefen von mehr als 9500 Meter gelotet und aus solchen Abgründen hier oben unbekanntes Tiere und Pflanzen herausgeholt, aber vom „Mark“ der Erde blieb man wie vorher fern.

Auch die Luftkiste, die die Erde wie ein dickes Polster umgibt, die unser unentbehrlichstes Nahrungsmittel darstellt, hat der Mensch oft zum Gegenstand seiner wissenschaftlichen Forschungen genommen, und seitdem die Brüder Montgolfier den ersten Luftballon bauten, begnügt er sich nicht mehr damit, die Luft im bequemen Laboratorium physikalisch und chemisch zu untersuchen, sondern er treibt seine Studien hoch über der Erde und prüft in und über den Wolken nach, was er unten erforschen und ausgegnet hat. Von den neuesten Erzeugnissen der Technik, dem leuchtbaren Luftschiff und dem Aeroplan, ist vorläufig eine Förderung unseres Wissens von der Erdatmosphäre nicht zu erwarten, weil jene nicht große Höhen erklimmen können, aber dem Freiballon verdankt man eine Menge wichtiger Beobachtungen gerade in jüngster Zeit. Schon wenige Jahrzehnte nach seiner Entdeckung wurden mit seiner Hilfe für die Wetterkunde bedäufsame Tatsachen ermittelt — Temperatur höherer Schichten, Windströmung, Luftdruckschwankungen, Wolkenshöhe usw. — und noch heute benützt ihn der Meteorologe dazu, doch daneben ist der Freiballon in den letzten Jahren zu Hochsätzen verwendet worden, deren wissenschaftlicher Ertrag nicht bloß dem Physiker, sondern auch dem Mediziner zugute gekommen ist. Diese Hochfahrten im Freiballon galten bis vor kurzem für direkt lebensgefährlich. Die Franzosen hatten nämlich in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Hochfahrt bis 8500 Meter unternommen und waren dabei verunglückt; zwei waren hoch oben erstickt, der dritte blieb seit der Fahrt taub. Glimpflich kamen zwei deutsche Luftschiffer, Veron und Siring, davon: nachdem 10 000 Meter überschritten waren, fielen sie beide in Ohnmacht, erwachten jedoch wieder, als der Ballon auf 6000 Meter gefallen war. Dieser üble Ausgang der Hochfahrten hielt eine Zeitlang Nachahmer fern; man beschränkte sich darauf, unbemannte Ballons aufsteigen zu lassen, die mit Apparaten versehen waren und Höhe wie Temperatur von selbst registrierten. Ein solcher Ballon erreichte einmal eine Höhe von

2000 Meter und stellte fest, daß in dieser Region eine Kälte von — 70 Grad herrscht. Aber der Drang, jene unbekanntes Gebiete des Luftmeeres zu erforschen und der Schwierigkeiten doch noch Herr zu werden, ließ die Luftschiffer nicht ruhen. Bald nachdem die notwendigen Vorarbeiten und Experimente erledigt waren, probierte man es wieder, und nun gelang es. Inzwischen haben wiederholt Hochfahrten stattgefunden und keine ist unglücklich verlaufen. In der „Deutsch. Medizinischen Wochenschrift“ berichtet Stabsarzt Dr. Flemming, der selbst mehrmals Leiter solcher wissenschaftlicher Expeditionen gewesen ist, ausführlich von den Ergebnissen dieser Ballonfahrten.

Der überaus leichte Ballon schnell zunächst mit gleichmäßiger Geschwindigkeit in die Höhe und hat in einer halben Stunde mehr als 3000 Meter zurückgelegt. Dann steigt er nur langsam weiter. Bald zeigt der Zeiger, daß man den vierten Kilometer hinter sich gelassen hat, da machen sich auch schon ganz allmählich die ersten Zeichen der „Höhenkrankheit“ bemerkbar. Der eben noch rührige und scharf beobachtende Luftschiffer wird gleichgültig, teilnahmslos sitzt er im Stuhl und stiert vor sich hin, wie wenn ihm das alles nichts mehr angeht. Es fällt ihm nicht ein, auf der Karte die Fahrtrichtung zu verfolgen oder auch nur einen Blick nach unten zu werfen. Ein Arzt, der sich Staninchen zu Versuchszwecken mitgenommen hatte, vermag vollständig seine Absicht, und als man ihm ein Tier reichte, behielt er es unfähig im Arm. Auch am Körper zeigt sich deutlich die Wirkung des Höhenklimas. Das Gesicht, besonders die Lippen, die Nasenspitze und die Ohren färben sich blau, sogar die Fingernägel nehmen das gleiche Aussehen an, die Atmung wird beschleunigt, der Puls immer schneller, kurz: ein Zustand stellt sich ein wie bei schwerer Herzkrankheit. Je höher der Ballon steigt, um so mehr prägen sich diese Erscheinungen aus. Anstetkrämpfe schütteln bisweilen den Körper, der Puls kann nicht mehr gezählt werden, eine Ohnmacht überfällt den Menschen. Soweit läßt man es allerdings nicht mehr kommen. Nicht etwa, daß man rechtzeitig umkehrt und die gefährlichen Regionen meidet, man verfügt vielmehr jetzt über das Gegenmittel, das jene Schädigungen reich beseitigt und, im richtigen Zeitpunkt angewendet, erst gar nicht eintreten läßt. Das ist die Einatmung von reinem Sauerstoff. Gerade daran fehlt es dem ganzen Körper. Die Dichte der Luft nimmt nämlich mit der Höhe allmählich ab, und so enthält die Atmosphäre in den oberen Schichten von den einzelnen Bestandteilen in gleichem Raum kleinere Mengen als unten. Mit und neun Kilometer über der Erde gelangt bei jedem Atemzug offenbar so wenig Sauerstoff in die Lungen, daß damit der Bedarf der Organe an diesem Nahrungsstoff nicht mehr gedeckt wird. Dauert die mangelhafte Zufuhr von Sauerstoff längere Zeit an, so verhungern alle Zellen des Körpers, der Organismus hört auf zu funktionieren; der Mensch geht an Ersticken zugrunde. Nun kann man sich vorstellen, was die Sauerstofflosigkeit in jenen Höhen für den Luftschiffer bedeutet; ein paar Tage voraus und der bedrohliche Zustand ist vorüber! Es hat sich allerdings als zweckmäßig erwiesen, möglichst frühzeitig, ungefähr bei 5000 Meter, wenn die „kritische Höhe“ erreicht ist, mit der Sauerstoffatmung zu beginnen, dann bleibt während der ganzen Fahrt Puls und Atmung so ruhig und gleichmäßig wie im tiefsten Schlaf und Tribungen des Bewusstseins sind nicht zu erwarten. Um zu verhüten, daß neben dem Sauerstoff noch die Höhenluft eingeatmet und dadurch die Wirkung des ersteren abgeschwächt wird, empfiehlt es sich, den Sauerstoffapparat mit einer Maske zu verbinden, die vor Mund und Nase gelegt wird, wie zur Chloroformnarkose bei Operationen. Jene drei verunglückten Franzosen führten zwar auch Sauerstoff an Bord mit, aber sie benutzten nur ein dünnes Gemenge, und ebenso wenig atmeten Person und Säugling, die in einer Höhe von 10 500 Meter in Ohnmacht fielen, reinen Sauerstoff ein, denn sie hatten nur den Schlauch in den Mund genommen und die Nase nicht gegen die sie umgebende Luft abgedichtet. So hoch wie die beiden haben sich bisher auch die mit dem vervollkommenen Instrumentarium ausgerüsteten Luftschiffer nicht erheben können — Flemming kam nur bis 8910 Meter —, aber dafür blieb jede Gesundheitschädigung aus, und in bestem Wohlbefinden, mit klarem Kopf konnten die notwendigen Untersuchungen vorgenommen werden.

Der niedrigste Barometerstand betrug 237 Millimeter, d. h. die Luft vermag in dieser Region einer Quecksilbersäule von nur 237 Millimeter Höhe das Gleichgewicht zu halten, während sie unten auf der Erde mit mehr als dreimal starker Kraft (760 Millimeter) auf alle Gegenstände drückt. Auch die Temperatur zeigt dort oben ein ganz anderes Verhalten. Im Schatten herrscht eine eifige Kälte, vom Thermometer liest man — 40 Grad ab. Aus einer Schnittwunde quillt kein Tropfen Blut, weil die kalte Luft die eröffneten Blutgefäße zu krampfhafter Zusammenziehung bringt. Damit die Wärme nicht frieren, muß der Luftschiffer auch im Sommer bei Hochfahrten bis über die Oberlippe reichende Fellschleier mitnehmen. Aber das sind auch die einzigen Winterjacken, die er braucht. Pelze, Mäntel und Oberwärmern sind vollständig überflüssig, eine leichte Drillschleier schützt in ausreichendem Maße. Wie ist dieser Widerspruch zu erklären? Nun, die Sonnenstrahlen, die hier oben von keinen Wolken aufgefangen werden, erwärmen den Körper, und nur der Teil, der im Stuhl steht, unterliegt der Einwirkung der Kälte. In der Sonne steigt das Thermometer sogar bis auf + 50 Grad — also gegenüber der Temperatur im Schatten ein Unterchied

von 100 Grad. Daneben besitzt die Sonne über den Wolken eine so starke Leuchtkraft, daß Auge und Gesichtshaut schwer leiden, wenn sie nicht gegen eine übergroße Helligkeit abgeblendet werden. Experimentshalber ließen einmal Flemming und seine Mitfahrer während einiger Stunden Schutzbrille, Nadeln und seine Milgenichirm fort, nahmen also eine Art Sonnenbad in ungefähr 6000 Meter Höhe; die Folge war ein schwerer Blindhautkatarakt und eine hochgradige Verbrennung der Gesichtshaut mit Schwellung und Blasenbildung, die die Luftschiffer einige Tage lang bis zur Unkenntlichkeit entstellte. Doch die Sonne heilt auch. Nicht bloß, daß Schnitt- und Ritzwunden, die bei Ballonfahrten zufällig entstanden sind, schnell vernarben, sogar Furunkeln im Nacken verschwinden danach rasch, und ein mit Pideln bedecktes Gesicht erhält einen reineren Teint. Diese Wirkung kommt dadurch zustande, daß die Sonne die Bakterien, die jene Leiden verursachen, in kurzer Zeit vernichtet. Schon auf der Erde läßt sich ein solch wohlthätiger Einfluß der Sonnenstrahlen leicht nachweisen, nur über den Wolken, wo ewiger Sonnenschein lacht und alles in ein Meer von Licht getaucht ist, zeigt sich die keimtötende Eigenschaft der Sonne noch viel deutlicher. Man hat in feinen Glasröhrchen allerlei Bakterien mit hinauf genommen, oben der Sonnenbestrahlung ausgesetzt und nach der Fahrt ihre Lebensfähigkeit geprüft. Dabei fand man, daß z. B. von Cholerakeimen, die bei 5000 Meter eine Stunde in der Sonne gelegen hatten, kein einziger mehr am Leben war, während unten auf der Erde die Sonne in dieser Zeit kaum zwei Drittel abgetötet hatte. Typhusbazillen starben in 5000 Meter Höhe sämtlich schon bei 20 Minuten dauernder Bestrahlung, unten dagegen erst nach fünf Viechtstunden. Am interessantesten sind die Experimente, die man mit Schwindsuchtserregern angestellt hat. Man benutzte drei verschiedene Sorten: unbeladete Tuberkelbazillen, auf der Erde bestrahlte und solche, die während einer Hochfahrt besonnt worden waren. Von jeder Art spritzte man eine bestimmte Menge in das Auge von Kaninchen und beobachtete, wann die ersten Erscheinungen von Augentuberkulose eintraten. Die von Licht ferngehaltenen Bazillen riefen in der vierten Woche die erwartete Erkrankung hervor, bei einer Bestrahlung von 15 Minuten auf der Erde wurde dieser Zeitpunkt um mehr als 3 Wochen hinausgeschoben, bei halbständiger Einwirkung blieb jeder Krankheitsprozess aus. Dagegen genügten schon fünf Minuten Höhen Sonne, um das Kaninchen in jedem Falle vor Tuberkulose zu bewahren. Auch wenn man unbestrahlte Tuberkelbazillen verwendet hatte, das Auge aber nach der Einbringung von der Sonne beiseiten ließ, begegnete man einem mildereren Verlauf des künstlich hervorgerufenen Leidens.

Dieses Resultat der Hochfahrten besitzt für die Praxis des Lebens einen wirklichen Wert; in erster Linie wird der Arzt wichtige Schlussfolgerungen daraus ziehen. Luftschiffer jenseits der Wolken werden zwar nicht gebaut werden, aber man wird öfter als bisher das Höhenklima, wie es uns im Hochgebirge entgegentritt, für manche Kranke, besonders für Schwindsüchtige empfehlen und dort in größerer Anzahl Heilstätten errichten müssen.

## Kleines feuilleton.

### Volkswirtschaft.

Der Teeverbrauch der Welt. Es ist schwer oder geradezu unmöglich eine zuverlässige Angabe über die Gesamtzeugung der Erde an Tee zu machen, weil in dem Heimatlande und wichtigsten Erzeugungsgebiet des Tees, in China, eine zureichende Statistik nicht geführt wird. In China wird selbstverständlich eine große Menge des im Lande gewachsenen Tees verbraucht, aber vielleicht nicht ganz so viel wie gewöhnlich angenommen wird. Der Genuß von eigenem Tee ist in China selbst fast ein Luxus, den sich die wohlhabenden Schichten der Bevölkerung gestatten, während sich die ärmeren Leute mit allerhand Ersatzmitteln oder wenigstens sehr schlechten Sorten behelfen. Für die Weltstatistik kann man sich jedenfalls nur an die Ziffern der Teerausfuhr aus China halten. Diese haben im letzten Jahrzehnt etwa zwischen 182 und 240 Millionen Pfund geschwankt, ohne daß ein ausgeprägter Fortschritt oder Rückgang zu erkennen gewesen wäre. Dagegen hat die Ausfuhr aus Britisch-Indien fast regelmäßig zugenommen und seit dem Jahre 1904 die Ausfuhr Chinas stets übertroffen. Rechnet man gar die Teerausfuhr des Insel Ceylon hinzu, so hat dies gesamte indische Gebiet das chinesische Reich in diesem Punkte schon um das Doppelte überflügelt. Der Aufschwung Indiens ist außerordentlich groß gewesen, denn sein Anteil an der Teeernte der Welt ist nach einer im „Tropenpflanzer“ veröffentlichten Uebersicht von einem Viertel im Jahre 1888 bis auf mehr als die Hälfte im Jahre 1908 gestiegen. Andere Länder kommen neben Indien und China wenig in Betracht. Den stärksten Teeverbrauch hat von allen Ländern England, wo er auch noch in dauernder Zunahme begriffen ist. An zweiter Stelle unter den teetrunkenen Nationen stehen jetzt die Holländer, Russen und Amerikaner folgen demnach, doch hat bei beiden der Teeverbrauch abgenommen. Auch in Deutschland ist im Jahre 1910 ein starker Rückgang des Teegenusses zu verzeichnen gewesen infolge der riesigen Erhöhung des Teepreises! In Frankreich wird von den mitteleuropäischen Staaten am wenigsten Tee getrunken.